

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 7

Artikel: Sagen aus dem Guggisberg

Autor: Schwarz, Fritz

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634453>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kette, die den sozialen Körper umschlingt, hält eisern die Hand des Plutus. Plutus und seine Bande . . .“

„Ließt man (ein Beispiel bloß unter Tausenden!) die jüngst erst zu Tag gebrachte Geschichte der deutschen Kapitalisten, die die Minen der Normandie erwarben und sich zu Herren eines Fünfteils des unterirdischen Erzbodens von Frankreich machten und die so in Frankreich von 1908 bis 1913 einzig zu ihrem persönlichen Nutzen eben jene Schwerindustrie und Stahlproduktion in Schwung brachten, aus der heute die Kanonen hervorgehen, dieselben Kanonen, die jetzt den Tod in die deutschen Armeen speien — dann wird man sich erst bewußt, bis zu welchem Punkte Geldmenschen gegen alles gleichgültig werden, außer gegen das Geld selbst. Ganz wie jenem antiken Midas, wird ihnen alles, was sie berühren, zu Metall. Ungerecht aber wäre es, ihnen weitreichende, dunkle Pläne zuzuschreiben. Sie sehen garnicht so weit! Sie haben nur ein Ziel: möglichst viel und möglichst rasch zusammenzuraffen. Sie stellen den vollendesten Typus dessen dar, was die wahre Schwere unserer Zeit ist: den antisozialen Egoismus. Sie sind bloß die repräsentativsten Männer für unsere ganze Epoche, die sich dem Gelde hörig gemacht hat. Die Intellektuellen, die Presse, die Politiker, ja selbst die Staatsmänner, diese tragischen Drahtpuppen, sind, ob sie es wollen oder nicht, längst ihre Instrumente und dienen ihnen als Schutzhelm. Und nur die Dummheit der Völker, ihre fatalistische Unterwerfung, ihre uralt eingehorenen Untergründe mystischer Wildheit liefern sie weiter wehrlos an die Lüge und den Wahnsinn aus, der sie antreibt, einander zu morden.

Sagen aus dem Guggisberg.

Gesammelt von Fritz Schwarz, Schwarzenburg.

In St. Anthony lebten zwei Brüder auf einem Bauernhof. Der ältere war ein blonder, langsam Bursche von gutmütiger Art, der jüngere aber hatte schwarze stechende Augen, war habhaftig und neidisch. Sein Eigentum wurde so groß, daß er seinen Bruder zu töten beschloß, damit er den Hof allein zu eigen hätte. Auf dem offenen Felde stand ein alter Kirschbaum; in seinem Schatten lagerten sich oft die müden Schnitter und dort traf einmal der habhaftige seinen ruhenden Bruder und erschlug ihn im Schlaf. Dann scharrte er ihn in der Nähe ein und über das Grab des Ermordeten wuchs Gras. Lange Zeit schien alles gut zu gehen, der Mörder verheiratete sich und lebte glücklich und in Freuden auf seinem Besitz. Einmal mähte er allein auf der Wiese, die den Leib des Erschlagenen barg. Vor sich, am Ende der Mahde, sah er den Baum, unter dem er die Untat begangen hatte. Hinter diesem stand die Sonne am blutroten Abendhimmel und bald blitze ihr Licht aus der Sense dem Mähenden in die Augen, bald reckten sich wieder die Schatten der Baumäste gegen ihn und schienen wie mit Händen das Leuchten und Blitzen der Sense erstickten zu wollen. Da sah der Bauer im Gewirr der huschenden Schatten im Gras den Leib seines erschlagenen Bruders, auf dem damals auch die Schatten des Baumes ihr Spiel getrieben hatten, bevor er ihn mordete. Zornig schlug er drein, um des Trugbildes Herr zu werden, aber ungestört trieben die Schatten ihr furchterliches Spiel. Immer schneidiger pfiff die Sense durch das Gras, aber nie überholte sie das gespenstige Treiben der Schatten. Keuchend arbeitete er. Der wilde Hass des Neidischen nahm ihn nochmals in seinen Bann. „Dir, dir will ich“, knirschte er und schwang die Sense zurück, um mit einem Streich weit nach vorn ausholend das Gras wegzuzeigen, in dem er wieder den ausgestreckten Körper des gemeuchelten Bruders sah. Wuchtig sauste sie ihren Weg, aber mit einem Schreckenschrei ließ er sie fahren: ein weißer Knochen war ihm an die Brust geschnellt und Blut trüpfelte herab, wo er ihn getroffen. Er wischte mit der Hand weg, von Grausen und Entsetzen geschüttelt, aber das Blut träu-

felte immerzu. So fand ihn sein Sohn auf dem Felde: den starren Blick auf die Brust gerichtet und mit der Geberde des Ekels und der Furcht mit den Rechten über seine Brust fahrend, als ob er dort etwas wegwischen wollte. Den Sinn der Handlung verstand er nicht, weil niemand außer dem Mörder die Blutsflecken sah. Ein heftiges Fieber ergriff ihn und machte seinem Leben noch in selbiger Nacht ein Ende. Seine Mörderhand aber blieb starr und steif über der Stelle liegen, die er hatte reinigen wollen und niemand könnte sie in eine andere Lage bringen.

Vom Tode seines Vaters an fehlte dem Sohn das Glück in seinen Unternehmungen. Jede Samstagnacht ging ihm ein Stück Vieh zu Grunde. In seiner Not wandte er sich an die Kapuziner und erzählte ihnen den Lebenslauf seines Vaters und seinen sonderbaren Tod. Der Pater riet ihm, am Weg eine kleine Kapelle zu bauen, dann bannte er den ruhelosen Geist, der seinen durch Mord erworbenen Besitz wieder durch Mord vernichten wollte, in eine Flasche, die in der Kapelle aufgehängt wurde. Jeden Samstag Abend sollten sie dort eine geweihte Kerze anzünden. Das geschah, und der Sohn blieb vom Unglück verschont. Einmal unterließ er es, um zu schauen, ob der Rat des Kapuziners wirklich an seinem unmehrigen Wohlergehen schuld sei. Da lag am Sonntagmorgen die schönste Kuh tot im Stalle. Von da an stellte er den Rat der Kapuziner nie mehr auf die Probe, sondern wanderte bald aus. Das Haus, wo das alles geschah, wird noch heute gezeigt.

* * *

In Jultigen lebte vor mehr als hundert Jahren ein gar reicher Mann, der mit den gnädigen Herren, die damals noch regierten, gut umgehen konnte. Deswegen machten sie ihn zum Unterstatthalter. Über seine Macht benutzte er bloß, um seine Nachbarn um ihr wohltvorbenes Eigentum zu bringen und kein Mittel war ihm zu schlecht und kein Ding zu gering, um seinen Besitz zu mehren, also daß ihn bald jedermann hätte und fürchtete um des Einflusses willen, den er auf die gnädigen Herren vom Gericht auszuüben wußte und seiner Gewalttaten wegen, die er sich straflos erlaubte. So geschah es auch, daß sich ein Nachbar verkürzt sah an seinem Landbesitz durch den ungerechten Statthalter, der schamlos in finsterer Nacht die Marchsteine versetzte und sich so einen breiten Streifen Landes gewann. Aber seine Stunde kam und er starb eines jähren Todes. Viele Leute folgten seinem Sarge, aber niemand trauerte um den Toten. Als sie sich der Kirche von Rüeggisberg näherten, da sahen alle im Leichenzug den Statthalter einherstreichen. Sie erschraken sehr, und jeder erinnerte sich, daß er ihn nach dem Leichengebet im Sarg hatte liegen sehen, steif und starr, und daß der Sarg von ihnen war verschlossen worden, mit Nägeln zugengagelt und mit Schrauben. Da fürchteten sie sich und wichen der hohen Gestalt aus, so daß sie allein inmitten des Leichenzuges wandelte und sich auch ans offene Grab stellte. Als aber der Priester den Segen sprach, schrumpfte sie zusammen, wurde ein nebelhaftes Schemen und verschwand, niemand wußte wohin. Später einmal sah der Nachbar ein Licht sich der verletzten March nach bewegen. Er schlief beherzt hinzu und gewährte ein kleines Männchen, das trug einen großen schweren Sack, ächzte und stöhnte auch dabei, daß ihn Mitleid ergriff. Er wollte ihm seine schwere Last abnehmen, da blickte es ihn an und er erkannte des bösen Statthalters Züge. „Du Unflath, gelst, dich hats“, entfuhr ihm in neu erwachtem Zorn. Da umgab ihn tiefe Finsternis und täufisches Gelächter und Wehgeschrei drang an sein Ohr. Er vermeinte auch den schweren Sack mit metallischem Klingen über den Boden schleifen zu hören, dann war alles still. Mit müden Gliedern und todesmatt kam er nach Hause. Seine alte Mutter aber sagte: Wenn du das rechte Wort gefunden und den ruhelosen Geist nicht mit neuem Zorn ins alte Glend zurückgestoßen hättest, so würdest du der reichste Mann geworden sein, denn alle seine Schätze, die im Sack geborgen waren, wären dein geworden.